

Fischerhäuschen eintreten sah, wo er mehr als eine Stunde blieb, um Erkundigungen über verschiedene Personen einzuziehen, welche todt oder seit fünfzehn bis sechzehn Jahren verschwunden waren.

Am andern Tage bekamen die Leute, bei denen er eingetreten war, um alle diese Fragen zu machen, zum Geschenk eine ganz neue catalonische Barke, welche mit zwei Schlepptreuzen und Allem, was man sonst bedarf, ausgerüstet war. Die braven Leute hätten gern dem großmüthigen Frager gedankt, doch man hatte ihn, als er sie verließ, nachdem er einem Matrosen einige Befehle gegeben, zu Pferde steigen und aus Marseille durch die Porte d'Alx wegreiten sehen.

Drittes Kapitel.

Das Wirthshaus zum Pont du Gard.

Diejenigen, welche wie ich, den Süden von Frankreich zu Fuß durchwandert haben, konnten zwischen Bellegarde und Beaucaire, ungefähr halbwegs von dem Dorfe zur Stadt, aber dennoch näher bei Beaucaire, als bei Bellegarde, ein kleines Wirthshaus wahrnehmen, woran auf einer Platte von Eisenblech, welche bei dem geringsten Winde schauerlich ächzt, eine groteske Darstellung des Pont du Gard hängt. Dieses kleine Wirthshaus liegt, wenn man sich nach dem Laufe der Rhone richtet, links von der Straße und kehrt dem Flusse den Rücken zu; es ist von dem begleitet, was man in Languedoc einen Garten nennt, das heißt: die Seite der entgegengesetzt,

welche ihre Thüre den Reisenden öffnet, geht auf ein Gehege, worin einige verkrüppelte Olivenbäume und ein paar wilde Feigenbäume stehen, deren Blätterwerk vom Staube versilbert ist; in ihren Zwischenräumen wachsen, statt aller anderer Gemüse, Knoblauch, Taubenkraut und Schalotten; in einer von den Ecken streckt endlich, wie eine verlorene Schildwache, eine Fichte schwermüthig ihren biegsamen Stamm empor, während ihr fächerartig ausgebreiteter Gipfel unter einer Sonne von dreißig Graden fracht. Alle diese Bäume, groß oder klein, beugen sich natürlich in der Richtung geneigt, wo der Mistral, eine von den drei Geißeln der Provence, hinstreicht. Die zwei andern waren, wie man weiß oder vielleicht nicht weiß, die Durance und das Parlament. Da und dort in der umliegenden Ebene, welche einem großen Staubsee gleicht, vegetiren einige Weizenstängel, welche die Gartenliebhaber der Gegend ohne Zweifel nur der Seltenheit wegen ziehen, und von denen jeder als Ruffstange einer Grille dient, welche mit ihrem schrillen, eintönigen Gesange die in diesem Thebais verirrtten Reisenden verfolgt.

Seit etwa sieben bis acht Jahren wurde diese kleine Wirthschaft von einem Manne und einer Frau geführt, deren einzige Dienerschaft ein Stubenmädchen genannt Coinette und ein Hausknecht Namens Pacaud waren, eine doppelte Beihülfe, welche indessen für die Bedürfnisse des Dienstes genügte, seitdem ein von Beaucaire nach Nigues = mortes gegrabener Canal siegreich die Rähne auf die Silfuhr und das Marktschiff auf die Diligence hatte folgen lassen. Dieser Canal lief, als wollte er das Bedauern des unglücklichen Gastwirthes, den er zu Grunde richtete, noch lebhafter machen, zwischen der Rhone, die ihn ernährt, und der Landstraße, die er entkräftet, etwa hundert Schritte von dem Wirthshaus, von dem wir eine kurze, aber getreue Schilderung gegeben haben. Vergessen wir nicht einen Hund, einen alten Nachtwächter, der nun gegen die Vorüber-

gehenden sowohl am Tage, als während der Dunkelheit bellte, so wenig war er mehr gewohnt, Fremde zu sehen.

Der Mann, welcher diese kleine Wirthschaft führte, war ungefähr vierzig bis zwei und vierzig Jahre alt, groß, trocken und nervig, der wahre südliche Typus, mit seinen tiefliegenden, glänzenden Augen, seiner adlerschnabelförmigen Nase und seinen Zähnen, so weiß wie die eines fleischfressenden Thieres; seine Haare, welche sich, dem ersten Hauche des Alters zum Troß, nicht zum Weißwerden entschließen zu wollen schienen, waren, wie sein dichter, krauser Bart, kaum mit etwas Grau durchstreut; sein natürlich bräunlicher Teint hatte sich mit einer neuen Lage von Rußbraun dadurch bedeckt, daß sich der arme Teufel vom Morgen bis zum Abend auf seiner Thürschwelle aufzuhalten pflegte, um zu sehen, ob ihm nicht zu Fuß oder zu Wagen ein Kunde zukäme, eine Erwartung, in der er beinahe immer getäuscht wurde, in- desß er den ganzen Tag hindurch der sengenden Sonnenhitze kein anderes Präservativ entgegensezte, als ein nach der Weise der spanischen Maulthiertreiber um seinen Kopf gewickeltes rothes Sacktuch. Dieser Mann war unser alter Bekannter Gaspard Gaderouffe. Seine Frau, welche sich als Mädchen Madeleine Madelle nannte, sah im Gegentheil bleich, mager und kränklich aus. In der Gegend von Arles geboren, hatte sie, obwohl die ursprünglichen Spuren der traditionellen Schönheit ihrer Landsleute bewahrend, ihr Gesicht langsam in einem beinahe beständigen Anfall von einem jener dumpfen Fieber, welche unter den Nachbarn der Teiche von Mignes-mortes und des Marschlandes der Camargue so gewöhnlich sind, in Verfall gerathen sehen. Sie hielt sich beinahe immer vor Kälte schnatternd in ihrem im ersten Stocke liegenden Zimmer auf, entweder in einem Lehnstuhle ausgestreckt, oder an ihrem Bette lehrend, während ihr Mann an der Thüre seine gewöhnliche Wache bezog, die sich um so län-

ger ausdehnte, als ihn seine magere Gehälftte, so oft er sich wieder mit ihr zusammenfand, mit ihren ewigen Klagen gegen das Schicksal verfolgte, welche er gewöhnlich nur mit den philosophischen Worten erwiderte: „Schweige, Carconte, Gott will es so!“

Dieser Spottname kam davon her, daß Madeleine Madelle in dem Dorfe la Carconte, welches zwischen Salon und Lambèze liegt, geboren war. In Folge einer Gewohnheit dieser Gegend, die Leute beinahe immer mit einem Beinamen statt mit ihrem wahren Namen zu bezeichnen, hatte ihr Mann diese Benennung mit Madeleine vertauscht, was für seine rohe Zunge vielleicht zu sanft und zu wohlklingend war.

Trotz dieser vorgeblichen Fügsamkeit in die Beschlüsse der Vorsehung, darf man indessen nicht glauben, daß unser Wirth den armseligen Zustand nicht tief erkannte, in welchen ihn der elende Canal von Beaucaire versetzt hatte, und daß er unverwundbar gegen die ewigen Klagen blieb, mit denen ihn seine Frau verfolgte. Er war, wie alle Südländer, ein mäßiger Mensch und ohne große Bedürfnisse, aber eitel für äußere Dinge. So ließ er in den Zeiten seines Wohlstandes nie eine Prozession der Tarasque *) vorübergehen, ohne sich dabei mit der Carconte zu zeigen, er in der malerischen Tracht des Südfranzosen, welche die Mitte zwischen dem Andalusier und Catalonier hält, sie in dem reizenden Gewande der Frauen von Arles, das Griechenland und Arabien entlehnt zu sein schien. Allmählig aber waren Uhrketten, Halsbänder, tausendfarbige Gürtel, gestickte Leibchen, Sammetwesten, Strümpfe mit zierlichen Zwickeln, buntscheckige Kamaschen, Schuhe mit silbernen Schnallen verschwunden, und Gaspard Caderouffe, der

*) Tarasque ist der Name, den man in Tarascon der Darstellung eines Ungeheuers gibt, welches der Sage nach von der heiligen Martha mit ihrem Strumpfbande erwürgt wurde, und das man in Prozession in dieser Stadt umherträgt.
D. Uebersf.

sich nicht mehr in seinem ehemaligen Glanze zeigen konnte, hatte für sich und seine Frau Verzicht geleistet auf alles weltliche Gepränge, dessen freudiges Geräusch er, sich dumpf das Herz zernagend, bis in dem armseligen Wirthshause hörte, das er mehr als ein Schirmdach, denn als Speculation behielt.

Caderouffe hatte sich seiner Gewohnheit gemäß einen Theil des Morgens vor der Thüre aufgehalten und seinen schwermüthigen Blick von einem kleinen kahlen Rasen, worauf ein paar Hühner marodirten, nach den zwei Enden der öden Landstraße spazieren lassen, welche einer Seits nach Süden und anderer Seits nach Norden lief, als ihn plötzlich die spitzige Stimme seiner Frau seinen Posten zu verlassen nöthigte. Er ging brummend hinein und stieg in den ersten Stock hinauf, ließ aber nichtsdestoweniger seine Thüre weit offen stehen, als wollte er die Reisenden einladen, ihn im Vorbeigehen nicht zu vergessen.

In dem Augenblick, wo Caderouffe hineinging, war die von uns erwähnte Landstraße, welche seine Blicke durchliefen, so leer, so kahl und verlassen, wie die Wüste um Mittag; sie dehnte sich weit und unabsehbar zwischen zwei Reihen magerer Bäume aus, und man begriff vollkommen, daß kein Reisender, dem es frei stand, eine andere Stunde des Tages zu wählen, sich in diese furchtbare Sahara wagte. Caderouffe hätte jedoch, trotz aller Wahrscheinlichkeit, wenn er an seinem Posten geblieben wäre, in der Richtung von Bellegarde einen Reiter und ein Pferd herbeikommen sehen, welche mit dem ehrlichen, freundschaftlichen Wesen erschienen, woraus sich auf das beste Einverständnis zwischen dem Menschen und dem Thiere schließen läßt. Das Pferd war ein Wallach und ging einen ganz angenehmen Paß; der Reiter war ein Priester mit schwarzem Rock und dreieckigem Hute. Trotz der verzehrenden Sonnenhitze zogen sie doch nur sehr vernünftig einher. Vor der Thüre hielt die Gruppe an; es wäre schwer zu entscheiden gewesen, ob das Pferd

den Menschen, oder ob der Mensch das Pferd anhielt; in jedem Fall stieg der Reiter ab, zog das Pferd am Zügel nach und band es an den Reiber eines verwitterten Ladens; dann schritt der Priester, seine von Schweiß triefende Stirne mit einem rothen baumwollenen Sacktuche abwischend, auf die Thüre zu und that mit dem eisernen Ende des Stockes, den er in der Hand hielt, drei Schläge auf die Schwelle.

Sogleich erhob sich der große schwarze Hund und machte ein paar Schritte bellend und seine weißen, scharfen Zähne fleischend, eine doppelte feindselige Demonstration, welche bewies, wie wenig er an Gesellschaft gewöhnt war. Alsbald erschütterte ein schwerer Tritt die hölzerne, an der Wand hinlaufende Treppe, welche sich bückend und rückwärts der Wirth des armseligen Hauses, an dem der Priester stand, herabstieg.

„Hier bin ich!“ sagte Caderouffe ganz erstaunt. „Hier bin ich! Willst du schweigen, Margotin. Haben Sie nicht bange, mein Herr, er bellt, aber er beißt nicht. Sie wollen Wein, nicht wahr? denn es ist teuflermäßig heiß. Ah! um Vergebung,“ unterbrach sich Caderouffe, als er sah, mit welcher Sorte von Reisenden er es zu thun hatte; „um Vergebung, ich wußte nicht, wen ich zu empfangen so glücklich war. Was wünschen Sie, was verlangen Sie, Herr Abbé? Ich stehe zu Befehl.“

Der Priester schaute diesen Menschen ein paar Sekunden lang mit seltsamer Aufmerksamkeit an: er schien sogar seiner Seits die Aufmerksamkeit des Wirthes auf sich lenken zu wollen; als er aber sah, daß die Züge des letzteren kein anderes Gefühl ausdrückten, als ein Erstaunen darüber, daß er keine Antwort erhielt, dachte er, es wäre Zeit, eben diesem Erstaunen ein Ende zu machen, und sagte mit stark italienischem Accent:

„Sind Sie nicht Monsou Caderouffe?“

„Ja, mein Herr,“ antwortete der Wirth, vielleicht noch mehr über diese Frage erstaunt, als er über das

Stillschweigend gewesen war; „ich bin es in der That Gaspard Caderouffe, Ihnen zu dienen.“

„Gaspard Caderouffe? .. Ja... ich glaube, das ist der Vorname und der Familienname. Nicht wahr, Sie wohnten einst in der Allée de Meillan, im vierten Stocke?“

„So ist es.“

„Und Sie trieben dort das Gewerbe eines Schneiders?“

„Ja, aber die Sache nahm eine schlimme Wendung. Es ist so heiß in dem spitzbübischen Marseille, daß man sich dort am Ende gar nicht mehr kleiden wird. Doch was die Hitze betrifft, wollen Sie sich nicht erfrischen, Herr Abbé?“

„Allerdings. Geben Sie mir eine Flasche von Ihrem besten Wein, und wir nehmen, wenn es Ihnen beliebt, das Gespräch wieder auf, wo wir es lassen.“

„Ganz nach Ihrem Belieben, Herr Abbé, sagte Caderouffe.“

Um die Gelegenheit nicht zu versäumen, eine von den letzten Flaschen Cahors-Wein, die ihm blieben, anzubringen, beeilte sich Caderouffe, eine Falle aufzuheben, welche in dem Boden des Zimmers im Erdgeschoße angebracht war; das zugleich als Speisesaal und als Küche diente. Als er nach Verlauf von fünf Minuten zurückkehrte, fand er den Abbé auf einem Schämel sitzend, den Ellenbogen auf den Tisch gestützt, während Margotin, der Frieden mit ihm gemacht zu haben schien, als er hörte, daß dieser seltsame Reisende wider die Gewohnheit etwas zu sich nahm, auf dem Schenkel des Priesters seinen fleischlosen Hals und seinen Kopf mit dem schmachtenden Auge ausstreckte.

„Sie sind allein?“ fragte der Abbé seinen Wirth, während dieser die Flasche und ein Glas vor ihn stellte.

„Oh! mein Gott, ja, allein, oder beinahe so, denn ich habe eine Frau, die mich in nichts unterstützen kann, insofern sie immer krank ist, die arme Carconte.“

„Ah! Sie sind verheirathet?“ sagte der Priester mit einer gewissen Theilnahme und warf einen Blick umher, der das magere Mobilien des armseligen Haushaltes zu seinem winzigen Werthe anzuschlagen schien.

„Sie sünden, ich sei nicht reich, nicht wahr?“ sagte Gaderouffe seufzend; „aber was wollen Sie, um in dieser Welt zu gedeihen, genügt es nicht, ein ehrlicher Mann zu sein.“

Der Abbé heftete einen durchdringenden Blick auf ihn.

„Ja, ein ehrlicher Mann, dessen kann ich mich rühmen,“ sprach der Wirth, der, eine Hand auf der Brust und den Kopf von oben nach unten schüttelnd, den Blick des Abbé aushielt, „und in unseren Zeiten kann nicht Jedermann so viel von sich sagen.“

„Desto besser, wenn das, was Sie von sich rühmen, wahr ist,“ versetzte der Abbé; denn ich habe die Ueberzeugung, daß früher oder später der ehrliche Mann belohnt und der schlechte bestraft wird.“

„Es liegt in ihrem Stande, dies zu sagen, Herr Abbé, es liegt in Ihrem Stande,“ wiederholte Gaderouffe mit einem bitteren Ausdruck. „Doch es steht dem Menschen frei, nicht zu glauben, was Sie sagen.“

„Sie haben Unrecht, daß Sie so sprechen, mein Herr; denn vielleicht werde ich selbst für Sie der Beweis dessen sein, was ich behaupte.“

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte Gaderouffe mit erstaunter Miene.

„Ich muß mich vor Allem versichern, daß Sie wirklich derjenige sind, mit welchem ich zu thun habe.“

„Welche Beweise soll ich Ihnen geben?“

„Haben Sie im Jahre 1814 oder 1815 einen Seefahrer Namens Dantes gekannt?“

„Dantes! ob ich ihn gekannt habe, den armen Edmond! ich glaube wohl; es war sogar einer meiner besten Freunde!“ rief Gaderouffe, dessen Gesicht Purpurröthe überströmte, während sich das klare, sichere

Muge des Abbé zu erweitern schien, um ganz und gar denjenigen, welchen er befragte, zu bedecken.

„Ja, ich glaube, er hieß wirklich Edmond.“

„Ob er Edmond hieß, der Kleine, . . . ich meine wohl, so wahr als ich Gaspard Caderouffe heiße. Was ist aus dem armen Edmond geworden, mein Herr?“ fuhr der Wirth fort; „haben Sie ihn vielleicht gekannt? lebt er noch, ist er frei? ist er glücklich?“

„Er ist im Gefängniß gestorben, elender und verzweiflungsvoller als die Galeerensklaven, welche ihre Kugel in dem Bagno von Toulon schleppen.“

Eine Todtenblässe trat auf dem Antlitz von Caderouffe an die Stelle der Röthe, welche dasselbe Anfangs überströmte hatte. Er wandte sich um, und der Abbé sah, wie er eine Thräne mit einer Ecke des Sacktuches trocknete, das ihm gewöhnlich als Kopfsputz diente.

„Armer Kleiner,“ murmelte Caderouffe. Das ist abermals ein Beweis von dem, was ich Ihnen sagte, Herr Abbé, daß nämlich der gute Gott nur für die Schlechten gut sei. Oh!“ fügte Caderouffe mit der gefärbten Sprache der Leute des Südens bei, „oh! diese Welt wird immer schlechter. Möchte vom Himmel zwei Tage lang Pulver und eine Stunde Feuer fallen, und Alles wäre vorbei!“

„Sie scheinen diesen Jungen von ganzem Herzen zu lieben, mein Herr?“ fragte der Abbé.

„Oh! ich liebte ihn ungemein, obgleich ich mir vorzuwerfen habe, daß ich ihn einen Augenblick um sein Glück beneidete. Aber seitdem, das schwöre ich ihnen, so wahr ich Caderouffe heiße, habe ich sein unseliges Geschick sehr beklagt.“

Es trat ein augenblickliches Stillschweigen ein, während dessen der feste Blick des Abbé nicht eine Secunde die bewegliche Physiognomie des Wirthes zu erforschen aufhörte.

„Und Sie haben ihn also gekannt, den armen Kleinen?“ fuhr Caderouffe fort.

„Ich wurde an sein Sterbebett gerufen, um ihm die letzten Tröstungen der Religion zu bieten.“

„Und woran starb er?“ fragte Caderouffe mit halb erstickter Stimme.

„Woran stirbt man im Gefängniß, wenn man darin mit dreißig Jahren stirbt, wenn nicht im Gefängniß selbst?“

Caderouffe trocknete den Schweiß ab, der von seiner Stirne floß.

„Das Seltsamste bei alle dem ist,“ fuhr der Abt fort, „daß mir Dantes auf seinem Sterbette bei dem Christus, dessen Füße er küßte, wiederholt schwur, er wisse die wahre Ursache seiner Gefangenschaft gar nicht.“

„Das ist richtig,“ murmelte Caderouffe, „er konnte sie nicht wissen; nein, Herr Abt, der Kleine log nicht.“

„Darum beauftragte er mich, sein Unglück aufzuklären, was er nie selbst zu thun im Stande gewesen war, und sein Andenken zu reinigen, wenn dasselbe einen Flecken bekommen hätte.“

Und der Blick des Abt wurde immer starrer und verschlang den beinahe düsteren Ausdruck, welcher auf dem Antlitz von Caderouffe hervortrat.

„Ein reicher Engländer,“ fuhr der Abt fort, „sein Unglücksgefährte, welcher das Gefängniß bei der zweiten Restauration verließ, war Besitzer eines Diamants von großem Werth. Als er von Dantes, der ihn während einer Krankheit, die er ausgestanden, wie ein Bruder gepflegt hatte, Abschied nahm, wollte er ihm einen Beweis seiner Dankbarkeit zurücklassen, und gab ihm diesen Diamant. Statt sich desselben zu bedienen, um die Gefängnißwärter zu bestechen, welche den Edelstein überdies nehmen und ihn hernach verrathen konnten, bewahrte er ihn stets als ein kostbares Kleinod, falls er aus dem Gefängniß käme; denn wenn ihm dies gelang, so war sein Glück durch den Verkauf dieses Diamants allein gesichert.“

„Es war also, wie Sie sagen, ein Diamant von großem Werthe?“ fragte Caderouffe mit glühenden Augen.

„Alles beziehungsweise,“ erwiderte der Abbé: „von großem Werth für Edmond; man hat den Diamant auf fünfzig tausend Franken geschätzt.“

„Fünfzig tausend Franken!“ rief Caderouffe; „er war also so groß wie eine Nuß?“

„Nein, nicht ganz; doch Sie mögen selbst urtheilen, ich habe ihn bei mir.“

Caderouffe schien unter den Kleidern des Abbé das Kleinod zu suchen, von dem er sprach.

Der Abbé zog aus seiner Tasche ein kleines Etui von schwarzem Saffianleder, öffnete es und ließ vor den geblendeten Augen von Caderouffe den herrlichen Stein funkeln, welcher in einen Ring von bewunderungswürdiger Arbeit gefaßt war.

„Und das ist fünfzig tausend Franken werth?“ fragte Caderouffe gierig.

„Ohne die Fassung, welche auch ihren Preis hat,“ sagte der Abbé, verschloß das Etui und steckte den Diamant, der im Innern von Caderouffe zu funkeln fortfuhr, in seine Tasche.

„Aber wie kommt es, daß Sie diesen Diamant besitzen, Herr Abbé?“ fragte Caderouffe; „Edmond hat Ihnen denselben also gegeben?“

„Nein, sein Testamentsvollstrecker. „„Ich hatte drei gute Freunde und eine Braut,““ sagte er zu mir; „„alle Vier, ich bin es überzeugt, beklagen mich bitterlich; der Eine von diesen Freunden hieß Caderouffe.““

Caderouffe bebte.

„„Der Andere,““ fuhr der Abbé fort, ohne daß er die Erschütterung von Caderouffe wahrzunehmen schien, „„der Andere hieß Danglars; der Dritte, obgleich mein Nebenbuhler, liebte mich ebenfalls . . .““

Ein teuflisches Lächeln erleuchtete die Züge von

Gaderouffe, und er machte eine Bewegung, um den Abbé zu unterbrechen.

„Warten Sie,“ sagte der Abbé, „lassen Sie mich vollenden, und wenn Sie etwas zu bemerken haben, so können Sie es dann sogleich thun.“ „Der Dritte, obgleich mein Nebenbuhler, liebte mich ebenfalls und hieß Fernando; der Name meiner Braut war . . .“ „Ich erinnere mich des Namens der Braut nicht mehr,“ sprach der Abbé.

„Mercedes.“

„Ah! ja, so ist es,“ versetzte der Abbé mit einem unterdrückten Seufzer.

„Nun?“ fragte Gaderouffe.

„Geben Sie mir eine Flasche Wasser.“

Gaderouffe gehorchte eilig. Der Abbé füllte das Glas und trank einige Schlücke.

„Wo waren wir?“ fragte er, sein Glas auf den Tisch stellend. „Die Braut heißt Mercedes; ja, so ist es.“ „Sie werden nach Marseille gehen . . .“ „Verstehen Sie, Dantes spricht immer?“

„Ich verstehe.“

„Sie verkaufen diesen Diamant, Sie machen fünf Theile und geben sie diesen guten Freunden, den einzigen Wesen, die mich auf Erden geliebt haben.“

„Wie, fünf Theile?“ fragte Gaderouffe; Sie haben mir nur vier Personen genannt!

„Weil die fünfte todt ist, wie man mir gesagt hat. . . Die fünfte war der Vater von Dantes.“

„Ach! ja, sprach Gaderouffe, erschüttert durch die Leidenschaften, welche sich in seinem Innern durchkreuzten; „ach! ja, der arme Mann, er ist todt.“

„Ich habe dieses Ereigniß in Marseille vernommen,“ erwiderte der Abbé, nicht ohne eine gewisse Anstrengung, um gleichgültig zu erscheinen; „aber der Tod ist schon so lange erfolgt, daß ich über die einzelnen Umstände nichts in Erfahrung bringen konnte . . . Sollten Sie vielleicht etwas von dem Ende des Greises wissen?“

„Gi!“ erwiderte Caderouffe, „wer kann das besser wissen, als ich? . . . Ich wohnte Thüre an Thüre mit dem guten Mann. . . Gi! mein Gott; ja, ein Jahr nach dem Verschwinden seines Sohnes starb der arme Greis!“

„Woran starb er?“

„Die Aerzte nannten die Krankheit; er starb, glaube ich, an einer Art Magendarmentzündung; seine Bekannten sagten, er sei vor Schmerz gestorben; . . . ich aber, der ich ihn beinahe verschwinden sah, sage, er starb. . .“

Caderouffe hielt inne.

„Woran,“ versetzte der Priester voll Angst.

„Hungers!“

„Hungers!“ rief der Abbé, von seinem Schämel aufspringend; „Hungers! Die schlechtesten Thiere sterben nicht Hungers; die Hunde, welche in den Straßen umherirren, finden eine mitleidige Hand, die ihnen ein Stück Brod zuwirft, und ein Mensch, ein Christ ist vor Hunger gestorben, mitten unter anderen Menschen, die sich Christen nannten, wie er! Unmöglich! oh! das ist unmöglich!“

„Was ich gesagt habe, habe ich gesagt,“ sprach Caderouffe.

„Und Du hast Unrecht gehabt,“ rief eine Stimme auf der Treppe: „worein mischst Du Dich?“

Die zwei Männer wandten sich um und erblickten durch das Treppengeländer den krankhaften Kopf der Carconte; sie hatte sich bis hieher geschleppt und behorchte das Gespräch auf der letzten Stufe sitzend und den Kopf auf ihre Kniee gestützt.

„Worein mischst Du Dich, Frau?“ entgegnete Caderouffe. „Der Herr verlangt Auskunft, die Höflichkeit heischt, daß ich ihm entspreche.“

„Ja, aber die Klugheit heischt, daß Du ihm die Auskunft verweigerst. Wer sagt Dir, in welcher Absicht man Dich zum Sprechen veranlaßt, Dummkopf?“

„In einer vortrefflichen, Madame, dafür stehe ich

Ihnen," versetzte der Abbé. Ihr Gatte hat nichts zu befürchten, falls er offenherzig antwortet."

"Nichts zu befürchten . . . ja, man fängt mit schönen Versprechungen an, hernach beschränkt man sich darauf, zu sagen, man habe nichts zu befürchten, dann geht man und hält nichts von Dem, was man versprochen hat, und eines Morgens bricht das Unglück über die armen Leute herein, ohne daß man weiß, woher es kommt."

"Seien Sie unbesorgt, gute Frau," erwiderte der Abbé, "das Unglück wird von meiner Seite nicht über Sie kommen, dafür stehe ich."

Die Carconte brummelte ein paar Worte, welche man nicht verstehen konnte, ließ ihren Kopf, den sie einen Augenblick erhoben hatte, wieder auf die Kniee sinken, zitterte, fortwährend vom Fieber geschüttelt, und stellte es ihrem Manne frei, das Gespräch fortzusetzen, jedoch in einer solchen Lage, daß sie kein Wort davon verlor.

Mittlerweile hatte der Abbé einige Schlücke Wasser getrunken und sich etwas gesammelt.

"Dieser unglückliche Greis, fuhr er fort, "war also dergestalt von aller Welt verlassen, daß er eines solchen Todes starb?"

"Oh! mein Herr," antwortete Caderousse, "nicht als ob ihn Mercedes die Catalonierin oder Herr Morrel verlassen hätten, aber der unglückliche Greis hatte einen so tiefen Widerwillen gegen Fernand gefaßt, gerade gegen den," fügte Caderousse mit einem ironischen Lächeln bei, "welchen Dantes Ihnen als einen seiner Freunde bezeichnete."

"Er war es also nicht?" sagte der Abbé.

"Gaspard, Gaspard," murmelte die Frau oben von der Treppe herab, "gib Acht auf das, was Du sprichst."

Caderousse machte eine Bewegung der Ungeduld und erwiderte dem Abbé, ohne derjenigen, welche ihn unterbrach, eine Antwort zu bewilligen:

"Kann man der Freund eines Menschen sein, nach

dessen Frau man begehrt? Dantes, der ein Goldherz war, nannte alle diese Leute seine Freunde. Armer Edmond! . . . Es ist im ganzen besser, daß er nichts erfahren hat; . . . es hätte ihn zu viel Mühe gekostet, ihnen im Augenblick des Todes zu verzeihen. Und was man auch sagen mag," fuhr Gaderouffe in seiner Sprache fort, der es nicht an einer gewissen rohen Poesie gebrach, „mir graut noch mehr vor dem Fluche der Todten, als vor dem Hasse der Lebendigen.“

„Schwachkopf," sagte die Carconte.

„Sie wissen also, was dieser Fernand gegen Dantes gethan hat?" fragte der Abbé.

„Ob ich es weiß! Ich glaube wohl!"

„Sprechen Sie!"

„Gaspard, thue, was Du willst, es ist Deine Sache," sagte die Frau; „doch wenn Du mir Gehör schenken würdest, sagtest Du nichts.“

„Diesmal glaube ich, daß Du Recht hast, Frau," erwiderte Gaderouffe.

„Sie wollen also nichts sagen?" versetzte der Abbé.

„Wozu soll es nützen?" sprach Gaderouffe. „Wenn der Kleine noch am Leben wäre und zu mir käme, um einmal alle seine Freunde und Feinde kennen zu lernen, dann wohl; aber er liegt unter der Erde, wie Sie mir sagen, er kann keinen Haß mehr haben, er kann sich nicht mehr rächen, folglich ausgelöscht die ganze Geschichte!"

„Ich soll also diesen Leuten, welche Sie für unwürdige und falsche Freunde erklären, eine für die Treue bestimmte Belohnung geben?"

„Es ist wahr, Sie haben Recht," erwiderte Gaderouffe.

„Was wäre überdies für sie jetzt das Legat des armen Edmond? ein in das Meer fallender Tropfen Wasser.“

„Abgesehen davon, daß Dich diese Leute mit einer Geberde vernichten können," sprach die Frau.

„Wie so? diese Menschen sind also reich und mächtig geworden?"

„Sie kennen ihre Geschichte nicht?“

„Nein; erzählen Sie mir dieselbe.“

Caderouffe schien einen Augenblick nachzudenken und sprach sodann:

„Nein, es wäre in der That zu lang.“

„Sie mögen nach Ihrem Belieben schweigen, mein Freund,“ versetzte der Abbé mit dem Tone der tiefsten Gleichgültigkeit, „und ich ehre Ihre Bedenklichkeiten; sprechen wir nicht mehr davon. Womit war ich beauftragt? mit einer einfachen Förmlichkeit. Ich werde also diesen Diamant verkaufen.“

Und er zog den Edelstein aus der Tasche, öffnete das Etui, und ließ ihn zum zweiten Male vor den geblendeten Augen von Caderouffe glänzen.

„Sieh doch Frau,“ sagte dieser mit heiserer Stimme.

„Ein Diamant?“ sprach die Carconte aufstehend und mit ziemlich festem Schritte die Treppe herabsteigend.

„Was ist es mit diesem Diamant?“

„Hast Du denn nicht gehört, Frau? es ist ein Diamant, den uns der Kleine vermacht hat, zuerst seinem Vater, sodann Fernand, Danglars, mir und Mercedes, seiner Braut. Dieser Diamant ist fünfzig tausend Franken werth.“

„Oh, der schöne Juwel!“ rief sie.

„Also gehört der fünfte Theil von dieser Summe uns?“ fragte Caderouffe.

„Ja, mein Herr,“ antwortete der Abbé, „nebst dem Theile des Vaters von Dantes, den ich unter Euch Vier zu vertheilen mich berechtigt glaube.“

„Und warum unter uns Vier?“ fragte Caderouffe.

„Weil Ihr die vier Freunde von Edmond seid.“

„Berräther sind keine Freunde,“ murmelte dumpf die Frau.

„Ja, ja,“ sprach Caderouffe, „das sagte ich auch. Es ist eine Entheiligung, ein Frevel, den Berrath, vielleicht das Verbrechen zu belohnen.“

„Sie wollten es so haben,“ erwiederte der Abbé

und steckte ruhig den Diamant in die Tasche seiner Sou-tane; „nun geben Sie mir die Adresse der Freunde von Edmond, damit ich seinen letzten Willen vollstrecken kann.“

Der Schweiß floß in schweren Tropfen über die Stirne von Gaderouffe; er sah den Abbé aufstehen, sich nach der Thüre wenden, als wollte er seinem Pferde einen Blick zuwerfen, und zurückkommen. Gaderouffe und seine Frau schauten sich mit einem unbeschreiblichen Ausdruck an.

„Der Diamant wäre ganz für uns!“ sagte Gaderouffe.

„Glaubst Du?“ erwiderte seine Frau.

„Ein Geistlicher wird uns gewiß nicht täuschen wollen.“

„Thue, was Du willst. Ich, was mich betrifft, mische mich nicht darein.“

Und sie ging schnatternd wieder die Treppe hinauf. Ihre Zähne klapperten trotz der Glühitze. Auf der letzten Stufe blieb sie einen Augenblick stehen und sprach:

„Bedenke wohl, Gaspard.“

„Ich bin entschlossen,“ antwortete Gaderouffe.

Die Garçonte ging, einen Seufzer ausstößend, in ihre Stube zurück; man hörte die Decke unter ihren Tritten krachen, bis sie ihren Lehnstuhl, in den sie sich schwerfällig niederließ, wieder erreicht hatte.

„Wozu sind Sie entschlossen?“ fragte der Abbé.

„Ihnen Alles zu sagen.“

„Ich glaube in der That, daß es das Beste ist, was Sie thun können,“ sprach der Priester; „nicht als ob mir viel daran gelegen wäre, die Dinge zu erfahren, welche Sie mir verbergen wollen; aber es wird besser sein, wenn Sie mich in den Stand setzen, das Vermächtniß nach dem Willen des Erblassers zu vertheilen.“

„Ich hoffe dies,“ antwortete Gaderouffe, die Wangen von der Röthe der Hoffnung und der Gierde entflammt.

„Wohl, ich höre,“ sagte der Abbé.

„Warten Sie, man könnte uns an der interessantesten Stelle unterbrechen, und das wäre unangenehm; überdies braucht Niemand zu wissen, daß Sie hier gewesen sind.“

Und er ging an die Thüre seines Wirthshauses, verschloß sie und schob zu größerer Sicherheit den Nachtquerbaum vor. Mittlerweile hatte der Abt seinen Platz gewählt, um mit Bequemlichkeit zu hören; er saß so in einer Ecke, daß er im Schatten blieb, während das volle Licht auf das Gesicht von Caderouffe fiel. Das Haupt geneigt, die Hände zusammengelegt oder vielmehr krampfhaft zusammengepreßt, schickte er sich an, mit der größten Aufmerksamkeit auf jedes Wort zu lauschen. Caderouffe rückte einen Schämél vor und setzte sich ihm gegenüber.

„Erinnere Dich, daß ich Dich zu nichts antreibe,“ sagte die zitternde Stimme der Carconte, als hätte sie durch den Boden die Scene sehen können, welche sich vorbereitete.

„Gut, gut!“ rief Caderouffe! „genug, ich nehme Alles auf mich.“

Und er fing an.

Viertes Kapitel.

Die Erzählung.

„Vor Allem, mein Herr,“ sagte Caderouffe, „vor Allem muß ich Sie bitten, mir Eines zu versprechen.“

„Was?“

„Daß man, wenn Sie von den Umständen Gebrauch